

Eine alte Kunst lebt auf!

In den letzten Jahren des 15. Jahrhunderts entwickelte sich in der Reichsstadt Nürnberg ein gar künstliches Handwerk, die Kunst der Brillenmacher, die sich unter der Regierung des Kaisers Maximilian I. den anderen Künften würdig an die Seite stellte. Die Schriften, welche uns in historischen Sammlungen aus dieser Zeit erhalten sind, geben Kunde von der strengen Sorgfalt und dem Ernst, mit der die Ausbildung des Nachwuchses gehandhabt wurde. Das Wappen aus dem Jahre 1590 hat seltsamerweise eigentlich gar nichts Ähnliches an sich. Nur dem Zeichen der Kunsthandwerker mit den üblichen drei Feldern, sehen wir darin ein Brillengestell, dessen Gläserform unserem heutigen Geschmack durchaus entspricht. Die runden Gläserfassungen, die man schon damals fertigte, zeigen uns, daß die Mode immer wieder zurückkehrt.

So mancher durchreisende Potental machte mit seinem Gesolge in Nürnberg Halt, nur um seine Augen mit Hilfe dieses Handwerks wieder auf die Welt zu bringen, die das Lesen der damaligen verschörfelten Schrift erforderte. Das persönliche Ansehen und auch die wirtschaftlichen Erfolge hatten einen Hochstand erreicht, die das Sprichwort vom „goldenen Boden des Handwerks“ durchaus rechtfertigte.

Die Brillenmacherkunst war schon im Begriff, sich auch in anderen deutschen Städten zu einem beachtlichen Handwerk auszubilden, als der 30jährige Krieg dem Wohlstand des Bürgerturns mit einem Schlag ein jähes Ende bereite. Die mit so viel guter Sitte und Sorgfalt gepflegte Handwerkskunst mußte zwangsläufig unter diesen Trümmern der Kultur zugrunde gehen; denn sie wurden nur dort benötigt, wo Bildungstrieb und Fleiß ihre Heimat hatten. So lesen wir denn auch in der Handwerkerchronik bis zum Ende des 18. Jahrhunderts sehr wenig über die Kunst der Brillenmacher. Nur kleine Werkstätten waren erhalten geblieben.

Vielleicht war dies der Grund, daß sich in Nürnberg's Nachbarstadt Nürnberg nach und nach Handelsgefächte aufstauten, welche die bei färglichem Lohn durch Heimarbeit hergestellten Augengläser vertrieben. Für diese Handelsware verwendete man allerdings nicht handgeschliffene Gläser, sondern gegossene Gläser, deren Oberfläche man polierte. Die mangelhaften, ja schädlichen Eigenschaften dieser gegossenen Gläser, die zentnerweise „nach Gewicht“ im Großhandel verkauft wurden, führten bald zu der allgemeinen Ansicht, daß die Verhütung von Gebilfen für das Auge schädlich sei.

Bezeichnend für diesen Zeitabschnitt, in welchem ein Goethe und ein Schiller lebten, ist, daß es im westlichen Europa damals auch noch keine Fachärzte gab, die für die Augenheilkunde besonders vorzubilden waren, während in Ägypten und Arabien nicht nur die Kunst der Augenheilkunde seit Jahrhunderten gepflegt wurde, sondern sogar eine Literatur bestand, die von unserer augenärztlichen Wissenschaft zu Beginn und um die Mitte des 18. Jahrhunderts als Grundlage für die moderne Forschung mit verwendet wurde. Hierbei dürfte es belanglos sein, daß man den Arabern vorwirft, sie hätten ihre Kenntnisse aus den griechischen und römischen Niederschriften gesammelt.

Zeit steht, daß die Brillen im 18. Jahrhundert auf Jahrmarkten verkauft wurden und daß jeder sich aus offenen Röhren das heraussuchte, was ihm für seine Augen geeignet erschien. Keine Ueberwachung, keine Prüfung des Auges gab es. Krankheitskeime, die mit Sicherheit zur Zerstörung des Augennetzes führen mußten, konnten ungeschindert weiterwandern. Man nahm die Erblindung als ein gottgewolltes Schicksal hin.

Erst mit den Arbeiten des Physikers Helmholtz, der im Jahre 1851 den Augenspiegel erfand, setzte in Deutschland, England usw. die eigentliche wissenschaftliche Forschung ein. Chirurgen wie von Graefe und andere konnten dadurch ihre Operationserfahrungen mit Bestimmtheit einbringen, und legten so den Grund zu dem großen, wissenschaftlichen Aufbau unserer modernen Augenheilkunde.

Man darf an diesen Erfolgen des Physikers Helmholtz nicht vorübergehen, ohne der Verdienste eines Mannes zu gedenken, welcher als erster wieder nach dem wirtschaftlichen Zusammenbruch der sachmännlich betriebenen Werkstätten an die Schaffung eines Qualitätsbrillenglases heranging. Dies war der Piarer Duncker, welcher von 1797-1844 in Rathenow an der Havel lebte. Dieser begann im Jahre 1833 nach den Vorschriften der alten Nürnberger Brillenmacherkunst Gläser herzustellen, die von den Nachbarn der Piarer Werkstätten freigegeben waren. Er bildete neben seinem Predigerberufe ein Gläserwerk, die es unter seiner Leitung zu einer hohen Reifezeit brachten. Mit der Entwicklung der Piarer Werkstätten entstand wieder das alte Handwerk der Brillenmacher; denn die geschliffenen Gläser mußten auch sachgemäß angepaßt werden.

Und doch bedurfte es fast eines Jahrhunderts, bis der Stand dieser neuen Augen-Optiker an die Gründung einer Fachorganisation heranzutreten wagte. Es ist das Verdienst der schätzbaren Fachgesellschaft, die in die Führung an sich gerufen zu haben, indem sie im Jahre 1906 die Keimzelle schuf für eine Landesorganisation, die heute unter dem Namen Reichsverband Deutscher Augen-Optiker e. V. über das ganze Deutsche Reich verbreitet ist.

Das hauptsächlichste Ziel dieses Reichsverbandes ist die Pflege einer geordneten Berufsausbildung für den Nachwuchs des Faches. In den Aufnahmebedingungen des Verbandes wurde die Handwerkerlehre zur Voraussetzung gemacht, ebenso das Ablegen der Gehilfen- und Meisterprüfung. Es wurden Schulen geschaffen, auf denen die ausgebildeten Fachleute durch theoretische Studien ihr Wissen ergänzen konnten; denn heute ist ein bedeutendes Maß physikalischer und physiologischer Kenntnisse notwendig, wenn der Fachmann in der Wahl des Augenglases richtig beraten werden soll. Wir besitzen heute zwei Unterrichtsanstalten dieser Art, und zwar in Berlin und Jena. Die letztere, welche auch viele Ausländer zu ihren Studierenden zählt, trägt den Charakter einer staatlichen Fachhochschule mit einem Studiengang von vier Semestern, der mit einer staatlichen Prüfung abschließt. Nicht selten wird von den Absolventen dieser Hochschule außer dem Titel Diplom-Optiker oder staatlich geprüfter Optiker auch der Doktorhut an der Jener Universität erworben.

Für den Laien ist es interessant, daß das Studium an den deutschen Fachhochschulen erst begonnen werden darf, wenn die praktische Lehre mit bestandener Gehilfenprüfung abgeschlossen ist. Der Weisheit wird dann meistens vor der Handwerkskammer erworben, bevor der Prüfling in das Schlussexamen steigt.

Der Ständische Aufbau gab der Deutschen Augenoptiker-schaft den längst ersehnten Grund, ihre Zugehörigkeit zum deutschen Handwerk durch die Gründung von Ortsvereinigungen zu bekunden. Nur so besteht die Möglichkeit, daß hohe Verantwortungsgefühl zu pflegen, das im Dienste der sehbehinderten Menschen das erste Erfordernis bildet.

Der Weltrekord der Tollkühnheit.

Ein 5000-Meter-Abstieg mit geschlossenem Fallschirm.

Von R. C. Pelzig.



Das Gleiten ins Metale... Ein Fallschirm gleitet nach dem Entfallen langsam dem Erdboden zu.

Die englischen Zeitungen sind wieder einmal mit Berichten gefüllt über den bekannten englischen Flieger John Tranum, genannt der „Frede“.

Tranum, stets auf der Suche nach den aufregendsten Rekorden — er stellte den Höhenrekord im Fallschirmabstieg auf, oder sprang ein andermal aus nur 52 Meter Höhe mit dem Fallschirm ab — hat nun einen neuen Weltrekord aufgestellt! Den „Weltrekord der Tollkühnheit“, wie die englischen Blätter berichten. Der „Frede“ ließ sich, bewußt und absichtlich, 5000 Meter mit einem geschlossenen Schirm durchfallen, nur um zu „sehen“, ob man bei solchem Wetter das Bewußtsein verliert.

Ueber diesen „Rekordfall“ sagt Tranum in einer englischen Hochzeitung folgendes: „Wir flogen in einer Höhe von 7000 Meter. Unter uns, vielleicht 4500 Meter hoch, lag eine dicke Wolkendecke. Wir freuten und lachten ein bißchen in dieser Wolkendecke, um die Erde zu erblicken. Wir fanden aus ein solches Wolkenloch, durch das ich mich dann hinter hindurch fallen lassen wollte. Ich verlor nochmals meine Sauerstoffmaske, sie sah aus, und ich kletterte auf die linke Tragfläche. Die Sauerstoffmaschine reichte für 10 Minuten aus. Ich stand nun auf der Tragfläche und schaute in die Tiefe. Das Wolkenloch lag aber wieder zu weit hinter uns. Herr Zohr, mein Pilot, feuerte von neuem an. Endlich kamen wir wieder in die Nähe der Wolkenöffnung. Ich stellte erwidert fest, daß ich jetzt nur noch für vier Minuten Sauerstoff hatte und tauchte schnell den Mut, ins Leere zu springen. Ich machte zuerst einige Saltos in der Luft und verzeigte dann in das große Wolkenloch. Während des Fallens stellte ich zuerst fest, daß ich das Bewußtsein keinen Augenblick verlor oder noch sonstwie von dem Fall, körperlich oder seelisch, betroffen fühlte. Ich beobachtete ruhig und sehr genau die Stoppuhr und den Höhenmesser an meinem linken Handgelenk, die ich beim Abstieg von der Tragfläche in Bewegung gesetzt hatte. Eigenartig, aber es fiel mir an mir selbst auf, daß ich diese beiden Apparate während meines Abstiegs so ruhig beobachtete, als hätte ich nicht aus 7000 Meter zur Erde, sondern läge zu Hause in meinem Klubstuhl und betrachtete eine Stoppuhr.“

Ich stellte fest, daß ich jetzt schon 1600 Meter abwärts und gab auch weiterhin meine ganze Aufmerksamkeit den beiden Zifferblättern, um die Entfernungen und Fallgeschwindigkeiten zu beobachten. Ich befürchtete nur eins, meinen Fallschirm zu spät zu öffnen! Nach 2800 Meter Fall hatte ich Schmerzen an den Augen, obwohl die Höhenbrille fest lag. Ein Niederschlag bedeckte die Gläser. Aber unterhalb der Wolken verdunstete dieser Niederschlag von selbst, weil die Temperatur sich hob. Ich fiel jetzt mit einer Geschwindigkeit von 300 Stundenkilometern. Die Fallgeschwindigkeit wird geringer, sie betrug vorher noch 200 Stundenkilometer. Ich fahre jetzt schon 3700 Meter. Meine Augen tränen. Alle Verluste, die Tränen unter meiner Brille fortzuwischen, sind vergeblich. Der Höhen-

messer zeigte mir an, daß ich nun 5250 Meter gestürzt war. Ich glaubte dem Meßinstrument nicht ganz und tastete mit den Augen, wie weit es noch bis zur Erde sei. Die Bienen und Bäume schienen schon verteuelt nahe zu sein. Ich zog meinen Schirm auf! Es gab einen Auf-, einen Stoß, unbeschreiblich schwer!

So war, als ob plötzlich alle Körperteile nach unten gerissen würden und der Kopf von einer furchtbaren Gewalt auf den Brustkasten gewirrt würde. Und sofort darauf ließ sich der normale Fall ein. Ich schwebte ruhig und sanft, und entdeckte, daß der Kopf oben blieb. Der Stoß dauerte nicht länger als eine halbe Sekunde. Ein leichter Schmerz blieb in der linken Schulter zurück. Dort war der Aufschallmarkt zu spüren. Langsam sank ich der Erde zu. Der Höhenmesser zeigte an, daß ich mich ruhig noch 300 Meter mit geschlossenem Schirm hätte durchfallen lassen können. Zeit wäre noch genug gewesen. Ich suchte einen Landeplatz. So viele Bäume stehen unter mir, daß die größte Aussicht auf eine Baumlandung besteht. Ich verdrückte nichts mehr. Müde und mit überreizten Nerven hing ich totent an meinem Fallschirm und sank weiter in höchstens 4,5 Sekundenmeter Schmelze. Dann wärte ich Gras! Weich legte mich mein Schirm auf!“

So erzählt John Tranum über seinen „Weltrekord der Tollkühnheit“, einem Sturz von 5000 Meter mit geschlossenem Fallschirm!



Nach der Landung. Der Pilot versucht unter Anbückung aller Kräfte den treibenden Fallschirm zu halten und aus dem Wind zu nehmen.

Wer braucht Sicherheit im Südosten?

Die fünf größten Städte an der deutsch-österreichischen Grenze nach dem Friedensabstand

